

## Busfahren in einer Autostadt

von Millay Hyatt

Ich lebte mal in einer Stadt, das war in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre, wo es erstaunlicherweise keine Selbstverständlichkeit war, sich durch den städtischen Raum unbeschwert zu bewegen. Genau genommen waren die Fortbewegungsmöglichkeiten in dieser Stadt äußerst eingeschränkt. Die Stadt, mit dem ursprünglichen Namen El Pueblo de Nuestra Señora la Reina de los Ángeles de la Porciúncula, mittlerweile auch Los Angeles oder El-Ay genannt, wurde für das Auto gebaut, für die Autobahnen und die Einfamiliensiedlungen und Einfamiliengaragen. Zwar gab es in der dunklen Vorzeit ihrer Geschichte in Los Angeles auch Straßenbahnen, die Schienen sind an manchen Stellen noch zu erkennen, versunken im Asphalt wie die fossilisierten Knochen längst ausgestorbener Lebewesen, aber das Netz wurde von General Motors aufgekauft und kaputt gemacht, damit die Bewohner der aufbegehrenden Stadt am Meer gezwungen wurden, Autos zu kaufen und zu fahren. In Los Angeles gehört das tägliche, stundenlange Autofahren, im Stau sitzen und bei Ankunft zehn Mal um den Block fahren, bis man einen Parkplatz gefunden hat, einfach dazu. Sich in Los Angeles zu Fuß fortbewegen zu wollen grenzt an Wahnsinn. In dieser Stadt zu laufen ist wie in der Sahara einen Spaziergang zu machen. Die Straßen sind weiß und blenden und es gibt nichts zu erleben, weil man nur Hecken und Vorgärten zu sehen bekommt und vorbeirasende oder -kriechende Autos zu hören. In dieser Stadt gibt es eins in Hülle und Fülle und das ist Platz, jeder Mensch, jede Pflanze und vor allem jedes Haus und jede Fahrspur kann sich ausbreiten und –dehnen, wie sie lustig sind, und somit entstehen Entfernungen, die einfach zu gewaltig sind, um sie zu Fuß zu besiegen. Als ich ganz frisch und unbeholfen in der Stadt war, habe ich es einmal versucht, einen Sonnenstich bekommen und mein Ziel nie erreicht. Man begegnet, wenn man so kühn ist, sich gegen die Maxime „nobody walks in LA“ aufzulehnen, kaum anderen Menschen, die auch zu Fuß unterwegs wären, oft gibt es nicht einmal Bürgersteige. Die Bürger sitzen in ihren Autos und fragen sich, was die weiße Frau dort am Straßenrand verloren hat.

Denn es stimmt nun wieder nicht, dass in LA jeder ein Auto hat und dass niemand jemals zu Fuß oder mit anderen Verkehrsmitteln sich den Weg erkämpft. Dieser General-Motors-Mythos verdeckt die große Armut, die in der Stadt vor sich hin gedeiht und die vor allem nicht-weiße Menschen betrifft, die oft kein Auto haben und stundenlang an Bushaltestellen ausharren, welche keinen Fahrplan aufweisen und oft auch keine Sitzgelegenheit. Stundenlang ist keine Übertreibung, ich weiß es, denn ich hatte in den fünf Jahren, in denen ich in dieser Stadt mein Zuhause hatte, kein Auto. Obwohl ich eine weiße Hautfarbe habe und nicht in den einschlägigen Vierteln wohnte, wo man weniger überrascht wäre, notgedrungene Fußgänger und Bushaltestellenaushalter zu erblicken.

Teils aus Überzeugung hatte ich kein Auto, teils aus Trotz, teils aus Geiz. So stand und saß ich ein halbes Jahrzehnt lang an Bushalte- oder Wartestellen und habe gehofft, dass der Bus irgendwann mal kommt. Manchmal ist er zwar gekommen, ist aber einfach weitergewetzt, weil ich meine Nase zu tief in einem Buch stecken und nicht rechtzeitig gewunken hatte. Die bloße Anwesenheit an einer Bushaltestelle reicht in Los Angeles nämlich nicht aus, um abgeholt zu werden. Man muss auch winken. Denn vielleicht macht man ja bloß eine kurze Pause auf dem Weg von der Parkgarage ins Büro, oder man sitzt einfach gerne dicht am Verkehr und atmet Abgase ein, und will gar nicht Bus fahren. So habe ich es gelernt, an Bushaltestellen in Los Angeles nur mit einem Auge zu lesen und mit dem anderen die Straße zu fixieren. Hat man es geschafft, abgeholt zu werden, muss man passend bezahlen und auf einen Sitzplatz hoffen, oft bleibt dies unerfüllt, denn in Los Angeles haben sehr viele Menschen kein Auto, das ist so ein wohlbehütetes Geheimnis.

Aber alle wünschen sich eins, das spürt man eindeutig in den Los-Angelanischen Bussen. Die Menschen sitzen und stehen widerwillig da, vor allem die jungen Männer, sie entspannen sich nicht in ihren Sitzen, als ob ihre Körper sich nicht darauf einlassen wollen, dass sie sich im Bus befinden und nicht im eigenen Auto. Ungeduldig, Abscheu den anderen Reisenden gegenüber verströmend, hocken sie gekrümmt da, signalisieren mit der ganzen Haltung, dass sie eigentlich nicht hierher gehören, nicht in diesen stinkenden, schwülen, gedrängten Bus mit den lärmenden Kindern und der rasendmachenden Behäbigkeit, mit der er sich durch den Verkehr schleppt. Eine vorübergehende Panne ist das hier, sagen sie mit ihren nervös zuckenden Beinen und vorwärts gelehnten Oberkörpern, ich habe nichts zu tun mit euch armseligen Busangewiesenen. Bald sause ich in meinem eigenen Schlitten an euch vorbei, das werde ich, passt nur auf. Unter den Frauen, wenn ich so verallgemeinern und vereinfachen darf, ist die Geduld weiter verbreitet. Sie sitzen und stehen mit ihren Einkaufstaschen und ihren müden, passiven Gesichtern und lassen es über sich ergehen, das Busfahren. Schauen gerade vor sich hin oder aus dem Fenster, ohne, so meint man von außen betrachtet, etwas zu sehen. Sie üben Demut, und das muss man, um in Los Angeles jeden Tag Bus zu fahren. Etwas Waghalsigkeit braucht man auch, wenn man zum Beispiel nachts in einer Gegend auf den Bus wartet, wo so mancher Autofahrer vorsichtshalber die Türen abschließen und die Fenster hochfahren würde, oder wenn man mit dem Rollkoffer über eine sechsspurige Straße sprinten muss, weil die flughafennächste Haltestelle, drücken wir es vorsichtig aus, recht ungünstig gelegen ist.

Oft war ich die einzige Weiße. Um mich herum Menschen, mit denen ich sonst aus keinerlei anderen Grund zusammen gekommen wäre, hätten wir nicht den gleichen Weg zu hinterlegen. Wie das so ist in der Stadt. Aber nicht in Los Angeles. In Los Angeles kann man sehr gut in einer Großstadt leben, ohne mit Klassen- und Ethnienfremden

zusammen zu kommen. Man wohnt in einem Einfamilienhaus und fährt mit dem Auto zur Arbeit und zum Einkaufen und zum Sport und zum Feiern (die Angelenos sind Weltmeister im betrunkenen Autofahren) und vermeidet dabei sehr geschickt, mit Menschen in Berührung zu kommen, die zu einer anderen Schicht gehören. Ich habe lebenslange Angelenos behaupten hören, in LA gäbe es keine lallende hosenpinkelnde-gottsprichtzumir Verrückte wie zum Beispiel in New York, wo man dergleichen an jeder Ecke begegnet. Ich als Busfahrerin konnte sie eines Besseren belehren, und pflegte bei solchen Gesprächen immer schelmisch nachzufragen, wann sich derjenige das letzte Mal in LA an einer Straßenecke außerhalb seines Autos wiedergefunden habe. In der Tat eine seltene Erfahrung für viele tagtäglich eingepanzerte Einheimische dieser Stadt. Mir wurden sie aber vertraut, die Ecken und Haltestellen und schwankenden Busse mit den Fahrern, die die Querstraßen laut ausriefen, und die Angelenos lernte ich kennen und riechen und hören. Im Bus lebte ich in einer Stadt, auf einer Art und Weise, wie viele meiner Freunde es nicht taten. Die hielten mich sowieso für verrückt. Warum ich mir das antue. Doch ich war, wenn auch gelegentlich gerädert, gar nicht unglücklich. Ich saß im Bus und las Hegel oder Foucault während um mich herum Menschen mit ganz anderen Sorgen sich drängten und schwitzten. Beim Busfahren lernte ich Spanisch und Leute kennen, wie das junge Mädchen, das mich fragte, was ich denn da las. Ein Buch von Deleuze über den Masochismus, wenn ich mich recht erinnere. Sie war sehr neugierig, wollte von mir erklärt bekommen, was die Philosophie ist und was man lesen sollte, wenn man sie erkunden will. Später machte ich mir Vorwürfe, dass ich ihr nicht meine Telefonnummer gegeben hatte, ich hätte ihr vielleicht eine Art Mentorin sein können, sie schien hungrig zu sein nach Wissen, nach etwas, was es in ihrer Welt so nicht gab. Aber das waren wohl auch überhitzte Vorstellungen meinerseits, dieses Mädchen brauchte mich vermutlich nicht als ihre Retterin. Ein anderes Mal verfiel ich mich mit einer Frau in einem Gespräch über meine unglückliche Beziehung und sie riet mir, mich scheiden zu lassen, wie sie es auch getan habe. Beim Aussteigen nickte sie mir ermunternd zu. Vielleicht dachte sie, sie wäre meine Retterin. Dann gab es den älteren Herren, der mir erzählte, er habe jahrelang im Knast gesessen, weil er einen Mexikaner umgelegt habe. Er sagte nicht „Mexikaner“ sondern ein anderes, unschönes Wort, und der Mann, der direkt vor uns saß und augenscheinlich zu dieser Menschengruppe gehörte, die soeben mit einem solch groben Wort bezeichnet worden war, noch dazu in einer unreuen Bekennung zum Mord, drehte sich um und murmelte etwas Unbestimmtes und mir zumindest Unverständliches in die ungefähre Richtung meines Sitznachbarn, der, ohne ihn anzuschauen, etwas zurückraunte. Ein Paar Sekunden lang lag eine Bedrohung in der Luft und dort saß ich zwischen Mexikanermörder, Mexikaner und Fenster, durch die die gleißende Sonne Los Angeles' stach.

Im Bus lernte ich diese Stadt, die mir am Anfang so unstädtisch und unverständlich schien, lieben. Hier waren die Menschen aus ihren Blechbüchsen herausgeschält worden und zusammengepfercht und -gedrungen wie nackte Hülsenfrüchte. Hier bat mich ein junger Skater, ihn zu wecken, sobald wir seine Haltestelle erreicht hatten, hier lauschte ich Gesprächen zwischen sich wiedersehenden Bekannten, die sich über ihre jeweiligen Drogenentzugserfahrungen austauschten. Hier erzählte mir ein junger Franzose, wie er als Fünfzehnjähriger von seinem Vater zu seinem Onkel in eines der härteren Viertel LAs geschickt worden war, um das Fürchten zu lernen. Daheim in Paris war er dabei gewesen, in die Straßenbandenszene hineinzurutschen, und sein Vater wollte ihm eine Lektion erteilen. In LA, wo es viel derber zur Sache ging, sollte Schluss mit lustig sein. „Hat es funktioniert?“ fragte ich. „Ja“ antwortete er und schaute ernst und nachdenklich aus dem Fenster. Hier beobachtete ich, wie schüchtern-sanfte Freundschaften zwischen Busfahrer und Busmitfahrer reiften, trotz „Do not speak to the driver“ Schildern. Gewitzelt und gelacht wurde es dort vorne, ohne Augenkontakt, mit hin- und hergeschmissenen Sätzen, Halbsätzen, Seufzern und Zwischenrufen. Und ein nettes Auf Wiedersehen und Dankeschön beim Aussteigen. Darauf freute ich mich immer, mich beim Fahrer oder bei der Fahrerin beim Aussteigen zu bedanken. Wie freundlich und melodisch sie immer erwiderten: „You're welcome!“

Heute sieht es in Los Angeles etwas anders aus, die Situation ist öffentlicher-Verkehr-freundlicher geworden. Es gibt jetzt eine U-Bahn mit fünf Linien, die Tunnel wurden damals schon aus dem erdbebenunsicheren Boden der Stadt ausgegraben und -gehöhlt während ich dort ansässig war, Skandale gab es wegen zu dünnen Wänden und Bestechungen seitens der Baufirma, und als das Vorhaben endlich beendet werden konnte und die ersten silbernen Bahnen in die strahlend sauberen und nur mit wenigen Bänken versehenen U-Bahnhöfe glitten, saßen nur Touristen in den Wagen und wunderten sich über die Leere dieser Stadt auch unter der Erde. Mittlerweile haben sich auch die Einheimischen daran gewöhnt, zumindest die, die lange Buswege nun mit U-Bahnfahren verkürzen können, aber auch, so meine ich bei meinem letzten Besuch erkannt zu haben, Menschen, die zuhause vermutlich ein oder zwei Autos stehen haben. Benzin ist teuer und „downtown“ ist in, dort, wo die Straßen schmaler und die Entfernungen kleiner sind, und sich nun auch Besserverdienende unter das Fußvolk mischen. Es gibt auch eine „Gewerkschaft“ für Busabhängige, die „Bus Riders Union“, die sich für bessere Verbindungen und mehr Linien stark macht. Eine weniger erfreuliche Entwicklung sind die Fernsehmonitore, die jetzt in den Bussen hängen und lautstark Werbung für Kochschulen, Nagelstudios und Anwälte ausstrahlen. Man kann zwar den Fahrer bitten, die Lautstärke etwas runter zu drehen, aber der Ton bleibt immer an und die Gespräche verstummen, die Gedanken können sich auf kein Buch konzentrieren, die

Blicke veröden. Ein Fall für die Bus Riders Union. Auf der positiven Seite gibt es jetzt noch mehr „Rapid“ Busse, die ganz Schnellen, welche noch zu meiner Zeit eingeführt worden sind: sie verfügen über eine Technik, die Ampeln von Rot auf Grün schalten lässt, und somit den Wunschtraum jedes Pendlers verwirklicht. Wie glücklich hat es mich gemacht, die langen Boulevards herunterzudonnern in den roten Rapid Bussen, vor uns keine Hindernisse, nichts als eine einzige grüne Welle. Überholt haben wir die mühsam dahinhinkenden Normalbusse, aber lange freuen konnten wir uns nicht über unsere Überlegenheit, denn beim Umsteigen hieß es wieder: verharren und Geduld üben und den Ärger runterschlucken, wenn der nächste Rapid Bus an der Haltestelle einfach vorbeibrauste, weil er schon aus allen Nähten platzte mit anderen, die es eilig hatten.

Die neuen Entwicklungen und Verbesserungen freuen mich alle aufrichtig und ich schaue gierig auf den Tag, an dem die Autobahnen, die Los Angeles umschlingen und erwürgen, abmontiert werden, weil sie nur leer sich dahinstrecken und den Weg versperren. Aber schon jetzt bedeutet mir Los Angeles genau das, was man dort angeblich nicht tut oder tun soll: das Busfahren. Sich an fremde Menschen schmiegen, morgens auf dem Weg zur Arbeit, abends auf dem Weg ins Kino, nachts auf dem Weg zur Party an der Bushaltestelle den transsexuellen Prostituierten zuschauen, die auf der Santa Monica Boulevard die Autofahrer anhalten. Wie oft habe ich jemanden gefragt, ob er mir wechseln kann, damit ich im Bus das richtige Kleingeld parat hätte, und mir wurde ein „quarter“, 25 Cent, zum telefonieren angeboten? Busfahren? Wer macht den so was? Ich, und nur so wurde ich Teil dieser irren, großartigen Stadt.